

Universität als solcher zu durchbrechen und sich mit Kolleg:innen und anderen Hubs in Europa zu verknüpfen, die etwas Ähnliches versuchen.

In diesem Sinne komme ich immer wieder beim Lesen von „Wie wir arbeiten wollen“ zu dem Punkt zurück, mich zu fragen, wer eigentlich das „Wir“ ist, das sich hier Solidarität verspricht, welches das „Glück am Schopf packen“ will und das sich in einer „langen und produktiven“ Geschichte des Vielnamenfaches „EKW“ verortet. Wenn ich mich in diesem Fach umschaue, dann ist dies selbst gute 70 Jahre nach dem ersten Anwerbevertrag – nur um eines der Daten herauszugreifen, welches unsere Gesellschaft definitiv zu einer Einwanderungsgesellschaft und damit zu einer „superdiversen“ Gesellschaft gemacht hat, um mit Steven Vertovec zu sprechen – immer noch sehr weiß und je höher der Status auch relativ stark männlich, wie insgesamt die Universität. Universitäre Wissensproduktion in Deutschland findet auch immer noch an grundständig finanzierten Hochschulen statt und ist bis auf wenige Ausnahmen wie in den Genderstudies oder der Rassismusforschung auch noch nicht von Schmutzkampagnen bis hin zur staatlich orchestrierten Kriminalisierung und Schließung konfrontiert. Was hält uns also ab, universitäres Arbeiten und Forschen anders zu machen, unsere Gütekriterien „guter Wissenschaft und Forschung“ als Fach offensiv anders auszubuchstabieren? Und das bedeutet nicht, keine Drittmittelprojekte mehr zu machen oder arm zu werden, nur sind es vielleicht Drittmittel, die in den universitären Rankings nicht als die der klassischen Wissenschaftsforschung bzw. als kompetitiv anerkannt werden. Um jedoch damit nicht alleine dazustehen, bedürfte es einer breiteren und öffentlich wahrnehmbaren Diskussion. Aber die Gründung von ein, zwei, vielen *studiolabs* ist ein gewichtiger Anfang hiervon ...

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.09>

Joachim Baur

Sind wir zusammen oder ist es ein Projekt?

Ich bin neu an der Dortmunder Uni. Und es gefällt mir hier eigentlich ganz gut. Die letzten zwölf Jahre habe ich als freier Kurator in der projektbasierten Polis verbracht, Ausstellungen gemacht, Museen beraten, heute hier, morgen dort. Mein Büro liegt in Berlin-Kreuzberg, ein klischeehaft schöner Industriebau, Spuren des Zweiten Weltkriegs inklusive. Früher Manufaktur mit Schweiß und Disziplin, heute Kreative mit allem, was dazugehört. Eine 130 Jahre alte Uhr am Portal mahnt allen Ernstes: „Die Stunde ruft: Nütze die Zeit“. Man nickt ihr beim Kommen morgens um 10:00 nur halb ironisch zu.

„Kurator“, das ist nicht irgendein Beruf. Wer sich so nennt, ist ein Geschöpf, eine Ausgeburt des „neuen Geists des Kapitalismus“. Das paradigmatische Netzsub-

jekt: kreativ und proaktiv, risiko- und kontaktfreudig, begeisterungs- und wandlungsfähig, stets dem Neuen zugewandt. Ich habe das Etikett lange vermieden und mich hemdsärmlicher Ausstellungsmacher genannt. Aber es hilft und hilft ja nichts: stimmt so. „Freier“ Kurator macht die Sache noch schöner. Als Freiberufler bist du frei, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens Aufträge zu jagen, nachmittags Themen und Menschen zu fischen, abends Netzwerkzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie du gerade Lust hast. Entscheidend ist, dass du nie Jäger, Fischer oder kritischer Kritiker wirst. Flexibilität ist das totale Gebot. Ich habe das immer gut und erschreckend gerne gemacht.

Was ist jetzt anders? Ich pendle im Semester DiMiDo nach Dortmund. Einzelbüro statt Großraum, Einrichtung in Abstimmung mit der Beschaffungsstelle. Neuer Takt, in der Woche, übers Jahr. Zusammenarbeit mit einer größeren Zahl und Spanne an Menschen: Studis, Verwaltung, Institut, Fakultät ... Dafür flüchtiger, mehr Nebeneinander, weniger day-to-day. Hierarchien steiler (allein die Titel), aber auch zu gewissem Grad justierbar (zumindest von oben). Zielstellung, Timelines und Erfolgskriterien weniger fix. Feedback weniger greifbar. Auftraggeber im engeren Sinn fehlen. Wahl von Kooperationspartner:innen ziemlich frei.

Noch immer überrascht mich, dass jeden Monat ungefragt Geld auf meinem Konto landet, viel Geld, ohne Ende. Zwei Punkte dazu: 1., offensichtlich: Meine Lage als Prof. ist eine grundlegend andere als die der meisten, mit denen ich an der Uni zusammenarbeite. 2. Der Wechsel vom Freiberufler zum Beamten hat viele Rahmenbedingungen meiner Arbeit, nicht zuletzt die Form der ökonomischen Vergütung, wesentlich verändert. Die Einstellung zur und die Subjektivierung durch Arbeit blieb, soweit ich bislang sehe, bemerkenswert ähnlich. Wahrscheinlich wird man nicht von einem aufs andre Jahr ein anderer; wahrscheinlicher noch: Die projektbasierte Polis sieht hier nur ein wenig anders aus.

Damit zu uns. Ich teile das Anliegen des Explorativs *studiolab*: Der „Austausch über die Herausforderungen unserer Arbeitskontexte“ ist wichtig, „Arbeit an Arbeit“ ist dringend geboten, gerade an der Universität. Und praktische Versuche, die Dinge anders zu machen, insbesondere in Formen der Organisierung, kann es nicht genug geben.

Regina Bendix und Anne Dippel haben aber um einen „meinungsstarken“ Kommentar gebeten. Deshalb: Ich fürchte, ich verstehe nicht komplett, worauf das Manifest zielt. Die teils verkitschte Sprache und die bukolischen Bilder („kleine Auen und Lichtungen“) bleiben mir fremd (Merkposten: reflektieren, warum). Ich verstehe nicht, welches „System bereichert“ werden soll, und bin – bei aller Sympathie gegenüber der Analyse und Gestaltung von Räumen, auch gegenüber verräumlichten Metaphern – nicht überzeugt, dass das herbeizitierte gemeinsame „Haus“ wirklich trägt. Ich weiß nicht, welche „Verwertungslogiken“ (die zu kritisieren per se nie schadet) konkret gemeint sind, worauf die Kritik sich also richtet. Und wer ist über-

haupt das unterbestimmte „Wir“, das hier spricht und in dessen namenlosem Namen gesprochen wird? Sitzen „wir“ alle in einem Boot? Was ich erkenne, ist der Wunsch nach einer anderen „Kultur des Zusammen-Arbeitens“. Ich bin nicht lange genug in diesem Geschäft und auf einer zu privilegierten Position gelandet, um ganz fassen zu können, von welchen Erfahrungen der Wunsch zeugt. Natürlich weiß ich um die hochgradig prekäre Lage der meisten Kolleg:innen. Sicher sehe ich die Hierarchien und Lotterien, von denen Leben und Arbeit an der Universität vielerorts geprägt sind. Zweifellos erfahre ich die Spannung, oft auch Überforderung durch verschiedene Rollen in Forschung, Lehre, Strukturarbeit, Kommunikation etc. (wobei, Anti-Mumpitz: Be careful what you wish for). Auf dieser Ebene bin ich ganz dabei. Mehr Wertschätzung: ja! Macht-, gewalt- und diskriminierungssensible Strukturen: unbedingt! Mehr Zeit und Raum: auf jeden Fall! Kollegialität, Nahbarkeit, Transparenz und gegenseitige Hilfe: nur her damit! Solidarität: äh, klar! Das einzufordern und praktisch werden zu lassen, ist viel – und jede Initiative in dieser Richtung zu begrüßen.

Zugleich kann die Frage „Wie wir arbeiten (wollen)“ nicht in einer „Utopie des Umgangs miteinander“ aufgehen. In diesem „Miteinander“ – mit sieben Nennungen eines der häufigsten Wörter im Text – bleibt die Utopie in Teilen stecken. Manches wirkt arg aufs Zwischenmenschliche reduziert, auch auf Harmonie gestimmt, mitunter fast privatistisch, ein wenig Vision „in der 1. Person“. Wo bleibt der Konflikt, wo bleibt die Politik?

Das Explorativ *studiolab* reflektiert seine Position als „Teil der Strukturen“, die es mit- und umzugestalten sucht. Zugleich reproduziert es an vielen Stellen, beginnend mit seinem Start-up-taugliche Namen, die Ideologeme des Netzwerkkapitalismus und seiner schönen neuen Arbeitswelten. Das immerwährende „bleiben, sich lösen, sich verändern und erweitern“, das der Text als fluiden modus operandi vorstellt, entspricht ganz dem neoliberalen Diktat der Flexibilität, das etwa massenhaft befristete Stellen selbstverständlich macht und erkämpfte Rechte als Innovationshinderung verkauft. Das am Eingang des gemeinsamen Hauses annoncierte Leitmotiv „Under Permanent Construction“ lässt sich vor diesem Hintergrund durchaus als Drohung verstehen. Hier rächt sich auch die eingangs hingeworfene Fehleinschätzung, wonach „die 1968er beim Marsch durch die Institutionen grandios gescheitert“ seien. Nein, sie waren mit ihrer „Künstlerkritik“ eminent wirkungsvoll. Unter anderem deshalb haben wir jetzt den innovativen Salat.

Die Fragen müssten demgegenüber (auch) lauten: Wie können instituierende Praktiken beschaffen sein und geschaffen werden, die sich diesem (nicht mehr ganz so) „neuen Geist des Kapitalismus“ entziehen? Wie lässt sich über Arbeit sprechen und Arbeit anders gestalten, ohne das nächste schillernde Projekt daraus zu machen? Wie stellen wir (ja, „wir“) z. B. sicher, dass der anschwellende Diskurs zu Commons und Care nicht restlos als nächste Auflage von Managementliteratur verdaut wird?

Das Erste wäre aus meiner Sicht, nicht zwingend Neues zu erfinden und auf den Markt der Möglichkeiten zu werfen, sondern – auch wenn es weniger chic ist – bestehende Strukturen und Formate auf ihre Tauglichkeit zu befragen: Warum funktionieren die vielen existierenden Formen der Zusammenarbeit – Seminare, Kolloquien, Kommissionen, Konferenzen, Netzwerke etc. pp. – anscheinend nicht (nicht mehr, nicht gut genug)? Warum, wann und wie erfüllen diese permanenten Zusammenkünfte nicht die Ansprüche gedeihlicher Zusammenarbeit? Auch: Welche Strukturen der universitären Selbstverwaltung müssten wie gestaltet werden? Vielleicht wäre zu diesem Zweck das operaistische Konzept der Militanten Untersuchung aus der Motenkiste zu holen. Als Erweiterung des Explorativs?

Zum Zweiten kann – auch das nicht neu – die „Künstlerkritik“, die, kurz gesagt, mangelnde Erfüllung und Entfaltungsmöglichkeiten adressiert, nicht von einer „Sozialkritik“ getrennt werden, die sich gegen Ungleichheit und gesellschaftliche Spaltung wendet. Dazu braucht es kollektive politische Forderungen (und das *studiolab* wird nichts dagegen haben), etwa: mehr unbefristete Stellen, bessere Bezahlung, langfristige Finanzierung, exzellente Arbeitsbedingungen für alle. Damit wir voller Energie in Ruhe miteinander arbeiten können.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.10>

Marketa Spiritova

Damit Lehre und Forschung wieder zur Lieblingsbeschäftigung werden

Dies ist ein mutiger, ein wichtiger Text. Einer, auf den insbesondere der akademische Mittelbau vermutlich schon lange gewartet hat. Mitten in der Covid-19-Pandemie haben sich Kolleg:innen aus dem Umfeld der *Kommission für Arbeitskulturen* in der DGEKW zusammengeschlossen und das Explorativ *studiolab. Arbeit an Arbeit* gegründet, um in regelmäßigen Onlinetreffen „alternierend Texte [zu] diskutieren, Methoden [zu] durchdenken, Themen fort[zu]entwickeln und an eigenen Texten [zu] arbeiten“ (s. Website). Aus dieser konstruktiv-kritischen Arbeit in offenen und geschützten digitalen „Atelier“-„Büro“-„Factory“-„Werkstatt“-Räumen à la Bieler und Rabinow ist nun ein mehrstöckiges „Haus“ entstanden, das es in Zukunft mit mutigen Ideen zur Erforschung von (nicht nur?) Arbeitskulturen zu beziehen gilt. Es ist ein Vorhaben, das hoffentlich nicht nur utopistische Ziele verfolgt. Oder besser: Es bleibt zu hoffen, dass diese (noch mehr) Wirklichkeit werden.

Wenngleich das Fundament, auf dem dieses Haus gebaut wird – „ein Lehren und Forsuchen in Ruinen“ – dem einen oder der anderen als eine allzu harsche und pessimistische Metapher erscheint und eine „reparative Vision“ vielleicht hier und da